

Salvatore Niffoi

Die Legende von Redenta Tiria

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Sigrid Vagt

ISBN-10: 3-552-05417-0

ISBN-13: 978-3-552-05417-2

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05417-2>
sowie im Buchhandel

Pascale Prunizza

In der Schule hatte ich mich mit einem Jungen namens Pascale Prunizza angefreundet. Er war ein paar Jahre älter als ich und wiederholte die Klasse. Von Lehrsätzen und Satzanalysen verstand er nichts, aber mit der Schleuder schoß er wie ein Heckenschütze, und er konnte von weitem die Eier und die Vögel auseinanderhalten. Er kannte eine Menge Nester und dressierte Schlangen und Eidechsen. Wenn die Schule aus war, schmiß er die Bücher auf den Stuhl und lief raus auf die Tanca, um seinem Vater im Schafpferch und beim Melken zu helfen. Käse machen, das konnte keiner so wie er. Pascale war lang wie eine Bohnenstange, hatte eine Delle in der Nase, die er sich geholt hatte, als er dem Grundschullehrer eine Kopfnuß verpaßte, und wenn er sich mit seinen Freunden stritt, blähte er die Nüstern und stieß ein seltsames Schnaufen aus.

Es war mitten im Winter, als er mich zum erstenmal zu den Schafen mit raus nahm. Regen rieselte wie geraspelttes Eis. An jenem Morgen sollten wir in Französisch geprüft werden, aber bei dieser fremden Sprache mit all ihren *uì, mè, purquà* dachten wir höchstens an Tierlaute. Anfangen konnten wir damit gar nichts.

»Wann treffen wir in Abacrastra denn überhaupt einen echten Franzosen?« Pascale bleckte seine schon damals nikotingelben Zähne.

»Vielleicht können wir's brauchen, wenn die Ausgewanderten auf Urlaub kommen.«

»Ach Quatsch! Für die genügt immer noch der Dialekt!«

Um sich Zigaretten zu drehen, sammelte Pascale die Kippen von der Straße auf und zerkrümelte sie auf einem rechteckigen Stück Papier. Dann rollte er das Ganze zu einem dicken Röhrchen zusammen, zündete es mit Wachsstreichhölzern an und zog daran, bis er nur noch den Stummel zwischen den Fingerspitzen hielt.

»Wann wirst du endlich erwachsen und fängst an zu rauchen?« frotzelte er mich ständig.

An jenem lange zurückliegenden Wintertag in der Hütte am Pferch überredete er mich zu meinem ersten Zug. Es stach und brannte im Magen, als hätte man mir geschmolzenes Pech eingetrichtert. Um den Schaden, den er angerichtet hatte, wiedergutzumachen, fischte er aus

der Labmolke eine Kugel des milden Käses und schnitt mit seinem Messer eine dicke Scheibe ab.

»Iß das, du Trottel! Iß, das macht stark!«

Pascales Käse schmeckte nach frischem Gras und Honig. Bevor wir gingen, nahm er die weiße Masse aus der Molke, zerschnitt sie und drückte die einzelnen Stücke mit den Händen in die Abtropfkörbchen, damit sie Form annahmen. Dann holte er von einem Brett an der Wand eine verstaubte Flasche, die er mit den Zähnen entkorkte.

»Nimm einen Schluck von dem Zeug hier, und dann komm! Hinter Tronos, da zeig ich dir was, davon kannst du nur träumen!«

Wieder brannte mir das Gedärm, und mein Blut kochte.

»Teufel, ist das stark! Was ist das, Benzin?«

»So was Ähnliches!« lachte er. »Los jetzt, sonst wird's zu spät! Denk dran, wenn wir zurückkommen, wartest du in der Sa-Itria-Gasse, bis die Schulglocke läutet, und wenn die anderen rauskommen, gehst du mit ihnen, dann merkt deine Mutter nichts.«

Zwischen Büschen und Trockenmauern stiegen wir bergan, bogen dann rechts ab in Richtung Tronos und wanderten ein langes Stück am Sappaiu entlang. Das Schneegestöber hatte aufgehört, und die Blätter der Stechpalmen glänzten in der Sonne wie Wiesensterne.

»Paß auf, daß du nicht in Ohnmacht fällst, und halt dir die Eier fest, daß sie dir nicht wegsausen!«

Die Aufregung und die Wirkung des Schnapses machten sich bemerkbar. Mir rann der Schweiß, und ab und zu lief mir ein Tier mit kalten Pfoten den Rücken rauf und runter.

»Pascà, was ist denn das für eine Überraschung?« fragte ich.

Er antwortete überhaupt nicht, sondern ging weiter, die Nase in die Sonne gereckt, die Milchkanne umgehängt, wobei immer etwas aus dem Korkverschluß schwappte und ihm über die Jacke lief.

Als wir uns einer eingezäunten Koppel näherten, ließ er sich auf die Knie fallen und machte mir kurz Zeichen, das gleiche zu tun. Er bewegte die Finger wie eine Schere vor dem Mund, und ich kapierte, daß ich mich ab sofort nicht mehr mucksen durfte.

Vier wilde Hengste, mit Eisenketten gefesselt, drückten mit dem Maul gegen ein Gatter aus zusammengenagelten Brettern. Sie

wieherten träge und schnaubten Schaum in die Luft. Ihr Fell glänzte bläulich-schwarz.

»Du bleibst hier!« flüsterte er.

Er selbst kletterte auf einen wilden Birnbaum, sprang über das Mäuerchen und ging langsam auf die Pferde zu. Erst strich er ihnen über Mähne und Rücken, dann befreite er sie mit einem rostigen kleinen Schlüssel von den Ketten. Zu guter Letzt öffnete er das Gatter, schlug ihnen zum Abschied mit der Hand auf die Kruppe und schickte sie in die Ebene hinaus.

»Trùu su cà! Hüaaa! Ab mit euch, ihr seid zum Galoppieren geboren!«

Diesen Streich spielte Pascale von Zeit zu Zeit Dineddu Podargu, dem Besitzer der Pferde. Den konnte er nicht ausstehen, weil er die Hengste bis aufs Blut peitschte und sie immer hinter dem Zaun gefangen hielt.

»Ein Hund ist das!« sagte er. »Wer Tiere so behandelt, müßte Scheiße fressen und dürfte nur Pisse zu trinken kriegen!«

Die Taschen prall gefüllt mit roten Baumerdbeeren, von denen wir uns ganze Hände voll in den Mund stopften, gingen wir nach Hause.

Bevor er sich verabschiedete, sah er mir in die Augen und fragte:

»Battì! Hast du schon mal so schöne Pferde gesehen?«

Wenn Pascale Prunizza von Pferden sprach oder wenn er erzählte, was seine Großmutter träumte, sprangen ihm die Augen aus den Höhlen wie Kastanien aus der platzenden Schale. Seinen Großvater hatte er im Krieg verloren, und seitdem träumte Tzia Mintonia Sulapis nur noch von Kriegern, die gegen Ungeheuer mit drei Köpfen kämpften, von Plünderungen und Gemetzel, Träume, die immer bei Tagesanbruch aufhörten, wenn die Schwiegertöchter sie zum Milchkaffee weckten. Bis zum Mittagessen dann wieder Säbelklirren im Schlachtengetümmel, das Stampfen sich nähernder Pferde, das Donnern der Artillerie, die mit Wolken von Pulverdampf den Himmel verdunkelte.

»Hörst du sie, Pascalè? Sie kommen! Versteck dich im Heuschober.

Die schlagen dir den Kopf ab, wenn sie dich finden!«

Pascale, der weder Tote noch Lebendige fürchtete, zückte sein Klappmesser:

»Keine Angst, Mannà, wenn sie kommen, beschütze ich Euch!«
Einmal, gegen Ende des Frühlings, erzählte ihm Mannai Mintonia einen seltsamen Traum, der ihm wirklich Angst machte und ihn eine ganze Weile beunruhigte. Sie hatte von einem purpurroten Stier mit langen metallenen Hörnern und krallenscharfen Klauen geträumt. Er war einer großen Bronzeurne entstiegen und hatte dreizehn Monate lang die Umgebung von Abacrasta durchstreift, immer auf der Suche nach Dineddu Podargus Pferden. Als er sie fand, schlitze er ihnen den Bauch auf und fraß, bevor er verschwand, ihre Eingeweide. Die Pferde ließ er in der Koppel auf dem Boden liegen, das Fleisch den Wespen und Fliegen zum Fraß.

Am Ende des Traums kam ein Junge über die Trockenmauer der Koppel herbeigelaufen, weiß gekleidet wie ein Meßdiener, ein Fäßchen schwenkend, das den Geruch von brennendem Weihrauch verströmte, und schrie:

»Warum? Warum?«

Von sehr weit her trug der Wind ein dünnes Stimmchen heran, als hätte sich ein betrunkenener Gott im Steineichenwald von Sas Nastulas versteckt:

»Weil du der Nächste bist!«

Das Gesicht des Kindes in Tzia Mintonias Traum trug Pascales Züge.

»Hüte dich vor dem roten Ochsen, Pascalè! Gib acht, er streift noch immer hier umher und sucht nach Seelen, die er mitnehmen kann!«

Pascales Großmutter war weder verrückt noch krank, sie sah nur schon im Traum, was andere in der Wirklichkeit noch nicht erkannten, sie ahnte den Lauf des Schicksals voraus. Eines Abends riet sie einem Freund ihres Sohnes Paulu, nicht mit dem Auto zum Melken zu fahren.

»Gonà«, sagte sie, »heut nacht hat mir geträumt, du bist geflogen wie ein Engel und hattest blutige Flügel. Vielleicht ist es besser, du läßt den Wagen ein paar Tage zu Hause und gehst zu Fuß auf die Weide.«
Gonariu Ruzzanca lachte nur:

»Da kannst du lange warten, bis ich zu Fuß geh! Weißt du, Tzia Mintò, die Autos sind nicht dazu da, daß man sie stehen läßt!«

Als er am nächsten Tag mit zwei Säcken Futter im Kofferraum losfuhr, um das Vieh zu versorgen, kam er nicht mal zwei Kilometer

weit. Nach der Steigung von Loroddai kam er in der dritten Kurve von der Straße ab und stürzte in den Abgrund von Sos Astores. Sieben Tage lang suchte man, fand ihn aber nicht. Nur ein Foto konnte schließlich geborgen werden, ein Karnevalsfoto, das ihn als schwarzen Engel verkleidet zeigte.

Den ganzen Sommer über sah Pascale nur noch rote Ochsen und Pferdegerippe. Im Wasser, in der Luft, auf den Straßen. Wo er ging und stand, schaute er sich argwöhnisch um, hielt die Hand wie eine Muschel ans Ohr und sagte:

»Hörst du's auch, dieses Hufeklappern? Das ist der rote Ochs, er kommt mich holen!«

Eines Morgens in der Früh ging ich zu ihm, weil wir zum Schafschurfest in den Pferch von Mascrubò wollten. Seine Mutter sagte, er sei schon vor Tagesanbruch fortgegangen:

»Er hat nicht mal seinen Milchkaffee getrunken! Hat sich die Tasche umgehängt und ist fort, als wär der Teufel hinter ihm her!«

Im Pferch von Mascrubò war Pascale nicht. Die Stimme hatte ihn woandershin gerufen. Noch vor Mittag fand ich ihn. Er hing an dem wilden Birnbaum mit den noch unreifen Früchten, der an der Pferdekoppel stand. Mitten auf der Koppel, auf die Seite gedreht wie erschöpfte Kinder, lagen die nachts von Dineddu Podargu erschossenen Hengste. □4

Bernardu Solitariu

Den Bernardu nannten sie in Abacrasta Solitariu, Einzelgänger, weil an dem Tag, als er auf die Welt kam, auf der ganzen Insel sonst niemand geboren wurde. Es war ein vierter August, und die Sonne klaubte mit goldenen Zähnen die Schatten von den Straßen.

»Wann hört denn bloß diese Hitze auf? Wenn das so weitergeht, krepieren wir noch alle!« stöhnte Liciniu Poddicale und schlürfte ein brühwarmes Bier.

»Die einen krepieren, die andern werden geboren!« sagte Arturo, der Barbesitzer, zur Runde der Herumsitzenden. »Wißt ihr schon, daß Tuniedda Curre-Curre heute morgen ein Kind gekriegt hat?«

»Diese Schlampe?« fragte Coseme Zicoria. »Na, jedenfalls wird es ihr nicht schwerfallen, einen Nachnamen für das Balg zu finden, bei den hundert Vätern, die zur Wahl stehen! Freie Auswahl,

sozusagen!«

Als man in Abacrasta erfuhr, daß an diesem Freitag auf ganz Sardinien nur Bernardu geboren war, geriet man sofort in Feierlaune, und eine Gruppe weinseliger Säufer taufte ihn Bernardu Su Solitariu, der Einzelgänger. Auf dem Standesamt wurde er registriert unter: Vater unbekannt, Mutter Tuniedda Peleas, genannt Curre-Curre, Lauf-Lauf, in Anspielung auf ihren Beruf.

Vom vielen Laufen durch die Gassen im Ortsteil Gattulinos bekam Bernardu Solitariu nur lange Beine, aber sein Leib blieb kurz und gedrungen wie ein bauchiges Faß. Seine Arme reichten nicht bis zum Hosenschlitz, und um in aller Ruhe pissen zu können, mußte er leicht in die Knie gehen wie ein Hund, wobei er immer mit dem rechten Bein einknickte. Mit den kleinen Runzeln über den Brauen und seiner löffelförmigen Nase sah er aus wie ein urzeitliches Tier, das aus dem Gelege irgendeines verborgenen Nests geflüchtet war.

Von klein an machte er dem Spitznamen, den ihm die Saufbrüder gegeben hatten, alle Ehre. Immer spielte er allein und ließ niemanden an sich heran. Diejenigen, die ihn zu zähmen versuchten, um ihm seine Widerspenstigkeit auszutreiben, tragen noch heute die Spuren: den Abdruck seiner Zähne und die Narben von Verletzungen durch Eisen oder Stein.

Wegen seines gewalttätigen Wesens hielten ihn viele für den unehelichen Sohn von Adamu Cerdone, einem Fremden, der unter die Banditen gegangen war und Menschen entführte. Tuniedda Peleas war oft auf dem Weg zur oder von der Carvonaio-Grotte gesehen worden, wo Adamu eines seiner Verstecke hatte.

Solitariu war wild, und niemand war ihm gewachsen, auch seine Mutter nicht. Eines Tages, als sie ihn nicht zum Erntefest gehen lassen wollte, stürzte er sich auf sie und versuchte, sie zu erwürgen. Wäre nicht Dariu Carbuero dazugekommen, hätte er sie umgebracht und in den Brunnen geworfen.

»Bist du vom wilden Affen gebissen, daß du Hand an deine Mutter legst?«

»Ich hab weder Vater noch Mutter, ich bin ein Niemandskind!« schnaubte Solitariu.

Damals war er dreizehn, und zum Erntefest ging er trotzdem. Er stieg

den Nidu Abilas hinauf und schaute von oben den Bauern zu. Unter Lobgesängen an die Madonna del Raccolto schwangen sie die Sensen und schoren wie Heuschrecken die Felder kahl. Die Frauen schlepten die Krüge und banden das geschnittene Korn zu Garben, die sich auf dem Rücken tragen ließen. Die Jüngsten stellten die Garben zu Hocken zusammen oder waren im Schatten eines Bogengangs an der Wallfahrtskapelle mit dem Drehen und Wenden der Braten beschäftigt.

Als der Speck bruzzelte und die Ferkelschwarte krachte, trug der Wind Schwaden von Gerüchen zu ihm herüber, daß ihm das Wasser im Mund zusammenlief.

»Macht nur, macht nur!« sagte er sich. »Das Beste kommt erst noch!«

Das Mittagessen war denkwürdig: handgefertigte Maccheroncini mit Hammelsoße, Fleisch, gebraten oder »im Mantel«, Schimmelkäse, rohe Zwiebeln, Gartentomaten und roter Wein in Strömen. Abends, bevor sie gingen, tanzten sie um die Feuer und ließen Don Attilio die Ernte segnen.

Solitariu wartete, bis das Mondlicht ihm den Weg beleuchtete, und sprang dann in großen Sätzen zur Kapelle hinunter. Die Feuer qualmten noch, denn es war Tradition, sie vom Dunkel der Nacht löschen zu lassen. Er nahm zwei glühende Holzscheite und schleuderte sie in die aufgehockten Garben des frischgemähten Korns. Kaum loderten die ersten Feuerzungen zum Himmel auf, warf sich Solitariu auf die Erde und wälzte sich vor Freude im Stroh.

Als Bernardu Solitariu zwanzig war und seine Mutter starb, stand er völlig mittellos da und hatte wenig Grund zum Leben, dafür um so mehr zum Sterben. Jeden Morgen beim Aufwachen fragte er sich, warum er in die Welt gesetzt worden war, wenn er doch auf andere Menschen so allergisch reagierte, daß er Nesselfieber bekam.

Die Dermatologen im Krankenhaus von Noroddile diagnostizierten und bestätigten ihm aus gebührendem Abstand die bis dahin unbekannte Krankheit. Sobald ihm jemand zu nahe kam, und sei es auch in bester Absicht, spürte er, so stellten sie fest, überall auf der Haut ein Kribbeln, als ginge er über einen Haufen fleischfressender Ameisen. Nach wenigen Minuten überzog sich sein ganzer Körper

mit brennenden Pusteln, die aufplatzten wie das Pane crasau, wenn es frisch aus dem Ofen kommt.

Auf den Ruf der Stimme wartend, gab er sich einige Jahre lang dem Trinken hin und klaute, was ihm unter die Finger kam. Es heißt, eines Tages habe er sogar einen Mann erschlagen, um ihm den neuen Samtanzug zu stehlen, den dieser sich für seine Hochzeit hatte schneidern lassen. Auch die Lackschuhe, die Manschettenknöpfe und das Goldkettchen nahm er ihm ab.

In diesem Aufzug machte er sich eines Abends an eine Sängerin heran, die mit ihrem Gitarristen zu einem Fest gekommen war. Eine nicht mehr ganz junge Frau aus Traspacadule, im Trachtenkleid und über und über mit Spitzen und Perlen geschmückt. Sie hatte eine herzergreifende Stimme und einen Busen, daß einem die Augen aus den Höhlen sprangen.

Er ging zu ihr, als sie die Räume der alten Kaserne aufsuchte, um sich vor dem Konzert noch ein wenig zu schminken. Was Solitariu zu ihr sagte, hat keiner je erfahren. Fest steht, daß die Signora Moira aus Traspacadule seit jener Nacht in seinem Bett schlief und nur noch für ihn sang. Wie durch ein Wunder war das Nesselfieber verschwunden, und mit der schönen Fremden, die ein Säckchen mit Zauberkraut besaß, entdeckte er die Lust am Leben.

Mit den Ersparnissen der Frau richteten sie eine Backstube ein und eröffneten eine Konditorei. An die Formaggelle, die Baisers, die Makronen, die Aranzanda, das Pan di sapa, die Bianchini, den Pistiddu von Moira und Solitariu erinnert sich in Abacrasta noch jeder. Sie waren exquisit, hinterließen im Mund noch lange einen Geschmack von Honig und Vanille und erzeugten einen leichten Rausch, der das Leben erträglicher machte, ohne einem die Beine wegzuziehen wie der rote Wein.

Das Geheimnis der Konditorei Solimò, so nannten sie ihr Geschäft, lag in der Prise Zauberkraut, die Moira allem beimischte. Sie kamen gar nicht hinterher mit dem Mandelschälen, Eierschlagen, Orangenkandieren und Teigausrollen. Um allen Bestellungen für Taufen, Firmungen, Hochzeiten und Kommunionsfeiern nachzukommen, stellten sie sogar zwei feste Hilfskräfte ein, Uselia und Curicia.

Noch nie hatte Bernardu Solitariu ein so schönes Leben geführt, noch nie hatte es das Schicksal so gut mit ihm gemeint. Lächelnd schief er zwischen Moiras Brüsten ein, und mit einem Lächeln wachte er in ihren Armen wieder auf.

So ging es, mehr oder weniger, fast zehn Jahre lang. Als Moira ihm eines Abends eröffnete, das Zauberkraut gehe zu Ende, überkam Solitariu eine seltsame Traurigkeit, und in der Nacht wachte er auf, weil es ihn überall juckte. Das Nesselfieber brachte ihn schier um. Er kratzte sich blutig bis zum Morgen, da hörte er, wie die Stimme ihn rief:

»Ajò! Mach dich fertig, deine Zeit ist um!«

Das war alles, was sie sagte. Er zog sich die Hosen an, und unter dem Vorwand, Luft schnappen zu wollen, ging er in den Hof.

»Ich komm gleich wieder«, sagte er zu seiner Gefährtin. »Rühr schon mal die Füllung für die Pistiddi an, und vergiß die Glasur für die Papassini nicht!«

Von der Haustür ging er keine hundert Schritt weit. Er schloß die Kellertür hinter sich und erhängte sich mit seinem Hosenriemen an einem in die Decke eingelassenen Eisenring. Ich war seit drei Jahren bei der Gemeinde angestellt, und es war die achtundzwanzigste Begräbnisgenehmigung, die ich nach der üblichen Todesfeststellung erteilte. Nur drei der Verstorbenen waren eines natürlichen Todes gestorben, »an unbekannter Krankheit und unbekannter Ursache«, wie der Amtsarzt, Doktor Lampazio, bescheinigte. Alle anderen hatte eine Schlinge um den Hals dahingerafft, woraus auf dem Papier die bürokratische Formulierung wurde: »Verstorben in Abacrastra, Ort: iks, Tag: ypsilon, Uhrzeit: ungefähr, Todesursache: (vermutlich) Selbstmord durch Erhängen«.

□5

Beneitta Trunzone

Die Beneitta Trunzone wurde schon im Alter von drei Jahren als Nönnlein gekleidet. Seit Jahrhunderten schenkte die Familie Trunzone jeweils eine ihrer Töchter dem Herrgott und sperrte sie ins Klarissinnenkloster in Piscopio, wo sie das Noviziat absolvierten. Hatten sie dann die Gelübde abgelegt, wurden sie oft in ein entlegenes Kloster auf dem Festland geschickt. Beneitta ahnte nichts

davon, doch schon vor ihrer Geburt war sie dazu ausersehen, Nonne zu werden. Als Mama Giacumina zum sechstenmal schweren Leibes war, hatte sie klar und deutlich zu Rimundu Trunzone gesagt:

»Rimù, wenn es ein Mädchen wird, schenken wir diese Leibesfrucht dem Herrgott!«

Rimundu verzog den Mund und stimmte zu, denn das Sagen hatte bei ihnen die Frau, und ein Mädchen war auf dem Lande nicht zu gebrauchen. Außerdem, ein Trunzone ohne Tochter im Kloster, das ging gegen die Tradition, kostete Familienvermögen und das Wohlwollen der Verwandten. Wenn das Unglück es wollte, daß man nur Söhne in die Welt setzte, mußte man zur Entschädigung dem Bischof eine Tanca abtreten oder dem Priester zwanzig Kühe überlassen. So war es immer gewesen, seit den Tagen, als Anchisu Trunzone, ein Vorfahr, durch ein Wunder dem Zorn Gottes und der Männer von Don Carmine Ispunzale entronnen war.

Anchisu, schön wie eine Bronzefigur aus der Nuraghenzeit, die Frauen gingen ihm auf den Leim wie die Fliegen, schlüpfte eines Nachts einer Wette wegen ins Bett von Don Carmine und trieb es mit dessen Frau, Donna Amalia di Soricò.

»Wetten, daß du nicht den Schneid hast, Don Carmines Frau zu pimpern!« hatten eines Abends zwei Kumpane gesagt, mit denen er sich amüsierte.

Lächelnd zwirbelte er sich die ins Blonde spielenden Spitzen seines Oberlippenbärtchens:

»Was wettet ihr?«

»Wir wetten unser Vieh, und du, was wetest du? Du hast ja nicht mal Wasser im Krug!«

»Ich wette das Kostbarste, was ich habe – meine Haut!«

»Das kannst du dir sparen. Wenn Don Carmine Wind davon kriegt, bist du sowieso ein toter Mann. Du weißt ja, der braucht sich das nur vorzustellen, und schon knallt er dich ab.«

Erregt von der Herausforderung und vom Wein, zog Anchisu eine goldene Uhr aus der Tasche, eine mit Deckel und Kette:

»Reicht euch das, ihr Ganoven?«

Um die Sache auszuführen, verlangte der Vorfahr der Trunzones einen Monat Zeit und eine weiße Stute. Auf dieser ritt er vom

nächsten Tag an regelmäßig unter Donna Amalias Fenstern vorbei. Er glättete sich das Haar mit Mastixöl und kämmte es modisch nach hinten, ließ sich den Schnurrbart bis ans Kinn hinunter wachsen, polierte sich die Zähne mit Salbeiblättern und träufelte sich Meerwasser in die Augen. In seiner einsamen Parade war er so unwiderstehlich schön, daß es nicht lange dauerte, bis er Donna Amalias Aufmerksamkeit erregte.

Don Carmine Ispunzales Frau hatte keine Kinder. Sie langweilte sich den ganzen Tag am Klavier oder stickte Vögel auf Kopfkissen und Bettücher. Don Carmine war so eifersüchtig, daß er sie nicht aus dem Haus ließ, nicht einmal zum Kirchgang an den kirchlichen Feiertagen.

Als ihr Mann eines Nachmittags zum Viehverkauf nach Bàrdulos gefahren war, band sie sich das Haar im Nacken zusammen, ging auf die Straße und tat, als wollte sie die Nelken stutzen, die üppig von den Fenstern im ersten Stock herabhingen. Anchisu stieg vom Pferd und band das Tier an den Eisenring in der Hauswand.

Sie wechselten keine Worte. Erst trafen sich ihre Blicke, dann ihre Gerüche: der Duft von ungepflückt verblühtem Jasmin, von frisch gegerbtem Leder und Mandarinenblättern. Wie trunken warfen sie sich auf das Baldachinbett und standen ermattet von der hastig genossenen Lust wieder auf. Vorher, währenddessen und hinterher nicht eine Silbe, nur Seufzen und Stöhnen. Sie trennten sich, wie sie sich getroffen hatten, sahen sich in die Augen, tauschten Gerüche aus, Gerüche von Bettüchern und in der Kommode verschwundenen Lappen.

Die wilde Frucht dieser Don Carmine gestohlenen Liebe rundete sich in Donna Amalias Leib wie ein aufgehender Brotteig. Im vierten Monat, als das Unglück nicht mehr zu verbergen war, traktierte Don Carmine sie mit Fußtritten, bis sie das Kind verlor.

»Wer ist der Unverschämte, wie? Sag mir, wer es ist, dem zieh ich das Fell ab und häng ihn am Turm der Hauptkirche auf! Jeder soll sehen, wie einer endet, der Carmine Ispunzale entehrt!«

Donna Amalia erlag schließlich den Folgen der Schläge und ihrem Schmerz, aber Anchisus Namen gab sie nicht preis. Verraten wurde er, für zwei Milchziegen und ein Lab, von Tzia Giuditta Sacchetta.

Sie hatte auf dem Weg zur Frühmesse das angebundene Pferd bemerkt und Anchisu mit wackligen Beinen aus der Haustür kommen sehen.

Don Carmine bezahlte zwei Killer, die Anchisu den Kopf abhacken und den Schwanz abschneiden sollten:

»Die beiden Enden dieses Bastards steckt ihr in einen Sack und bringt sie mir bis morgen her!«

Abante und Corittu machten sich auf den Weg zu Anchisus Haus. Als sie dort klopfen, öffnete sich die Tür von allein. Drinnen war niemand. In einer Ecke eine brennende Lampe, das Bett noch unberührt, das Nachtgeschirr und alte Schuhe. Sie hörten eine Stimme, die sie rief, hatten aber nicht einmal mehr Zeit, sich umzudrehen. Eine Ladung Blei prasselte auf sie ein und schleuderte sie gegen die Wand. Anchisu zog sie an den Füßen aus dem Haus und warf sie in das Becken am Wasserfall von Paparedda.

Im gleichen Moment, in dem die Schüsse losgingen, spürte Don Carmine einen stechenden Schmerz in der Brust:

»Zum Teufel! Blutwurst mit wilder Minze, das vertrag ich abends einfach nicht!«

Er wankte zum Spülstein und fiel mit dem Kopf hinein. Mit der krampfstarren Hand schaffte er es gerade noch, den Hahn aufzudrehen. Wasser und Blut flossen die ganze Nacht aus der Abflußrinne auf die Straße.

Danach war Anchisu zur Vernunft gekommen und hatte eine Familie gegründet. Afidina Errules schenkte ihm neun Töchter, und um Gott zu danken, weil er dem sicheren Tod entronnen war, schickten sie die Erstgeborene ins Klarissinnenkloster von Piscopio.

Beneitta Trunzone hatte man von dieser Geschichte nie etwas erzählt. Schön wie eine Rose wuchs sie heran und war wie die Eidechsen am liebsten den ganzen Tag an der Sonne. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie ihr Leben lang mit Puppen gespielt, den auf der Straße vorbeifahrenden Lastwagen nachgeschaut, aus dem voll aufgedrehten Radio Musik gehört und zusammen mit den Kindern aus der Nachbarschaft getanzt.

Das Nonnenkleid, in dem sie wie eine Schwalbe mit Hörnern aussah, gefiel ihr überhaupt nicht. Während sie heranwuchs, wurde es alle

zwei Jahre erneuert, als sie zwanzig wurde, feierten sie ihren Geburtstag wie eine Hochzeit. Und dann hieß es, sie solle sich bereitmachen:

»Es ist Zeit, dich Gott zu schenken, Beneì!«

Sie hätte sich lieber Bustianu Chitarra geschenkt, der Rock and Roll tanzte und sich wie der Sänger der Beatles kleidete, glänzende Ziegenlederstiefel und Jacke mit Stehkragen. Im Kopf hatte sie Yesterday, und Choräle verabscheute sie ebenso heftig wie ihre schmerzhafteste und starke Menstruation. Aber da war nichts zu machen, für die Trunzones war es immer so gewesen, und so würde es bleiben, bis in alle Ewigkeit. Am festgesetzten Abreisetag hörte Beneitta die Stimme:

»Ajò! Mach dich fertig, deine Zeit ist um!«

Sie zog ihr Nonnenkleid an, schloß sich in ihrem Zimmer ein und drehte den Plattenspieler auf volle Lautstärke. Dòn, dariradidòn doròn. Sie legte Day Tripper auf und begab sich, mit dem Strick an die Schranktür gehängt, auf die letzte Reise. Dòn, dariradidòn doròn. Beneitta Trunzone starb lieber mit dieser Musik in den Ohren, als im Kloster auf den Tod zu warten. Es war im Juli, und wir schrieben das Jahr neunzehnhundertachtundsechzig. Im Fernsehen demonstrierten die Arbeiter und Studenten. In Abacra, wo die Zeit ein steinernes Herz hat, verzeichnete ich den fünften Selbstmord des Jahres.